

Hans Christoph Buch

»Le pauvre Holterling«

(Friedrich Hölderlin, Das Angenehme dieser Welt)

Hölderlin, so steht es in den Literaturgeschichten, schrieb diese Verse im Zustand »geistiger Umnachtung«. Ich bin kein Hölderlin-Spezialist und auch kein Psychiater und kann deshalb nicht überprüfen, wieviel Wahres an dieser Behauptung ist: ob die offizielle Literaturgeschichtsschreibung recht hat, die den Dichter für die letzten vier Jahrzehnte seines Lebens in die Nacht des Wahnsinns abschiebt, oder ob Pierre Bertaux recht hat mit seiner These, Hölderlin habe nach dem Tode seiner geliebten Diotima, Susette Gontard, freiwillig, vielleicht sogar bewußt der Welt entsagt und sich in die innere und äußere Einsamkeit seines Turms am Neckar zurückgezogen.

Es gibt kein schlechtes Gedicht von Hölderlin, genausowenig wie es eine schlechte Zeile von Kafka oder, um im Rahmen der Zeit zu bleiben, von Kleist oder Büchner gibt: sie alle hatten nicht die Wahl, so oder anders zu schreiben, im Unterschied zu Goethe und Schiller, von denen es durchaus auch schlechte, oder sagen wir lieber: mittelmäßige Verse gibt – vielleicht liegt gerade hierin ihre Größe. Hölderlins Dichtung (ähnlich wie die von Kleist und Kafka) ist unmittelbarer Ausdruck seines Lebens, in einem durchaus existentiellen Sinne – deshalb hat er auch keine ebenbürtigen Nachfolger gefunden (mit Ausnahme von Mörike, der aber eine zu ausgeglichene Natur war, um Hölderlins verzweifelte Intensität zu erreichen). Aber ich werde mich hüten, einen Dichter wie Hölderlin leichtfertig zu loben; so schreiben zu können wie Hölderlin heißt, so unglücklich sein zu müssen wie Hölderlin – und das möchte ich keinem heute lebenden Autor wünschen.

Das eingangs zitierte Gedicht gehört für mich zum Erschütterndsten, was die deutsche Literatur hervorgebracht hat. Es verzichtet auf jeden poetischen Dekor und benennt Hölderlins Situation in seinem Turm am Neckar direkt, ohne Umschweife: »Ich lebe nicht mehr gerne!« Die beiden Ausrufezeichen in der zweiten Zeile (»wie lang! wie lang!«) wirken wie

verzweifelte Hilferufe. Die Verse unterscheiden sich wie Tag und Nacht von der poetischen Produktion aus Hölderlins Jugend – man denke an sein berühmtes Gedicht »Hälfte des Lebens«, in dem ähnliche Themen und Motive anklingen: »Weh mir, wo nehm' ich, wenn es Winter ist, die Blumen...«

Die Differenz liegt weniger im Inhalt, in der komplexeren Struktur der Gedanken, als vielmehr in der Form, in der klappernden Regelmäßigkeit der Jamben: das späte Gedicht wirkt wie eine schaurige Parodie auf Hölderlins klassische Lyrik, so als habe sich der Dichter über eine akademische Literaturwissenschaft lustig machen wollen, die ihm – wie noch in unseren Tagen der Germanist Wolfgang Kayser – »Lässigkeiten« in der Handhabung des Metrums vorwarf.

Vielleicht hat Pierre Bertaux recht mit seiner Vermutung, Hölderlin habe sich mit solchen auf Bestellung geschriebenen Versen, die er mit »Scardanelli« signierte und ins 18. oder 10. Jahrhundert vor- bzw. zurückdatierte, zudringliche Besucher vom Halse halten wollen – dazu gehören auch die postumen Zudringlichkeiten der Germanistik. Der Theologiestudent Johann Georg Fischer berichtet von seinem letzten Besuch im Turm am Neckar 1843, wie Hölderlin, aufgefordert, ein Gedicht zu schreiben, ans Stehpult getreten sei und mit der linken Hand das Metrum skandiert habe, in dem er dann in wenigen Minuten Verse zu Papier gebracht habe – je nach Wunsch zum Thema »Griechenland, Frühling, Zeitgeist«.

Dieses Gedicht ist zweiunddreißig Jahre früher entstanden: August Mayer, ein Jurastudent, der vorübergehend mit Hölderlin unter einem Dach wohnte, hat es der Nachwelt überliefert. Damals, im Januar 1811, lag der Tod der geliebten Diotima und die gewaltsame Verschleppung und Zwangseinweisung des »wahnsinnigen Dichters« ins Irrenhaus noch keine fünf Jahre zurück. Der Schmerz war noch in frischer Erinnerung. »Le pauvre Holterling« – der arme Hölderlin – schrieb die Landgräfin

von Hessen-Homburg unmittelbar nach seinem Abtransport.

Was ist an diesen vier Verszeilen »wahnsinnig«? Sie sind die nüchterne Bestandsaufnahme eines an widrigen äußeren Umständen und inneren Ansprüchen gescheiterten Lebens, das Protokoll eines Geisteszustands, der mit dem Wort »verzweifelt« nur unvollkommen umschrieben ist: gebrochen, resigniert, zerrüttet wäre genauer. Vielleicht ist es an der Zeit, daß wir zusammen mit unserer

Konzeption des Wahnsinns – der dem armen Hölderlin mit Hilfe der »Autenriethschen Maske« ausgetrieben werden sollte – auch unser Konzept der Normalität in Frage stellen, an dem gemessen ein Dichter wie Hölderlin schon immer als abnorm gelten mußte.

Marcel Reich-Ranicki (Hg.), Frankfurter Anthologie. Gedichte und Interpretationen. Bd. 5, S. 60 ff. Frankfurt am Main (Insel) 1982